

Die Kaiserkinder

Von

Kurt Freiherrn v. Reibnitz

Es war gewiß nicht leicht, ein Sohn Wilhelms II. zu sein. Ein väterliches Verhältnis hatte der Kaiser nur zu seiner Tochter, die Söhne waren für ihn in erster Linie Prinzen des Königlichen Hauses, für die mehr noch als für andere Untertanen das Wort des großen Friedrich galt, das er dem alten Dessauer kurz nach seinem Regierungsantritt auf die Bitte, ihm den Oberbefehl zu belassen, schrieb: „Die Autorität in meinen Landen besitzt allein der König von Preußen.“

Väterliche Ermahnungen oder gar Verweise wurden daher den kaiserlichen Prinzen nur sehr selten direkt erteilt. In der Regel waren der Generaladjutant von Plessen oder der jeweilige Chef des Militärkabinetts die Übermittler. „Das System des Dritten“, nennt es der Kronprinz in seinen Erinnerungen, etwas verbittert, wahrscheinlich, weil ihm solche Abreibungen, wie es beim Kommiß hieß, weit öfter als seinen Brüdern verabfolgt wurden.

Das beruhte weniger auf dem alten, im preußischen Königshause traditionellen Gegensatz zwischen Herrscher und Thronerben als vielmehr auf der Tatsache, daß Wilhelm II. und sein Ältester in der Auffassung des Königtums krasse Antipoden waren. Der Kaiser fühlte sich als Herrscher von Gottes Gnaden, liebte das Glänzende, Pompöse, ja Aufgedonnerte; der Kronprinz war trotz der Frömmigkeit der Mutter nicht gottesfürchtig genug, um sich für einen vom Herrn Erwählten zu halten. Glaubte Wilhelm II. ein moderner Mensch zu sein, weil ihn die Technik interessierte, weil Ballin sein Freund, die Fürstenberg, Gwinner, Mendelssohn, Schwabach häufig seine Gäste waren? Der Kronprinz hingegen war natürlich und unromantisch, von einem fast amerikanischen Tatsachensinn. Indessen, „schnelles Fassungsvermögen, aber kein Judicium“, das war Erbteil des Vaters, den der große Kanzler kurz vor seinem Tode so charakterisierte. Das was Bismarck einst von seinem Vater sagte, traf auch auf ihn zu. Er wollte alle Tage Geburtstag feiern. Schon als junger Student in Bonn haßte er den Zwang des Korps, in Potsdam den der schlichten, modefremden Uniform, in Danzig den der Lebensführung als Thronerbe, Kommandeur und Familienvater. Früher glaubte er, daß dieses Ungezwungene, Undisziplinierte ihn populär mache. War ihm wieder mal eine väterliche Strafpredigt durch einen der kaiserlichen Generaladjutanten zuteil geworden, erbat er dessen Begleitung bei einer Fahrt im offenen Auto von Potsdam nach Berlin. Wenn ihm dann im Tiergarten und Unter den Linden die Menge zujubelte, sagte er voll Stolz: „Sehen Sie, Exzellenz, das Volk gibt mir recht, nicht meinem Vater.“

Das war ein Irrtum. Der Volksmund der guten alten Zeit war der Berliner Droschkenkutscher. Zwei Tage vor dem Zusammenbruch der deutschen Fürstenthrone sagte einer: „Den Ollen könnte man behalten, wo det nu dreißig Jahre so jejangen, jekt et auch weiter. Aber den Jungen mit der schiefen Mütze, det jiebt's nich mehr.“ Die schiefe Mütze ist ihm geblieben, und siehe, sie schillert plötzlich, zur allgemeinen Überraschung, braun . . .